

Wand're nur fort!
Sage nicht,
Frage nicht:
Ist es noch weit nach Haus?
Ist bald das Wandern aus? —
Wand're nur fort!

Morgen kann's sein!
Morgen kann's sein!
Frage nicht,
Klage nicht!
Bald bricht herein die Nacht,
Bald ist dein Bett gemacht,
Bist dann zu Haus? —
Morgen kann's sein,
Wand're nur fort!

Richard Zoogmann.

Der gute Sohn.

Erzählung aus dem Ungarischen über-
setzt von Franz von Hertzog.

Der Abhang des Hügels war von all
den sich erstreckenden Weidern-
und Schlehenträuchern weiß wie das
Schleimstaubchen weiß wie das
Sturme aufgewühlte Meer. Im Ende
des kleinen Städtchens walte weiße
Fluth, die die ganze Gegend bedeckte,
bis ans Gärten der Frau Torontal
gedrungen. Es war, als habe der Venz
sein Bett überflutet und wolle die
ganze Welt verschlingen.

Wir standen am Bergpfad unter dem
Steinkreuz, wo vor Zeiten Abraham
Lördl, der Generalissimus Bercseny,
von den Labenzen vom Pferde gebauen
wurde. Warm schien die Frühlings-
sonne uns ins Gesicht, und friedlich
drang das sonntägliche Glockengeläute
des fernen Städtchens an unser Ohr.
Das Glockengeläute brachte uns
die einzige Schullehre in Erinnerung,
die wir zu Schwänzen pflegten, wenn
wir an so manchem Sonntagsmorgen
hier am rauhen Sockelsteine des Sol-
valentines „Annäuerer“ spielten,
mein Kamerad Leo und ich. Da standen
wir nun wieder und fanden es
furchtbar dumm, daß so im Handum-
treiben aus gestern noch spielenden
Schülern heute ausgewachsene, groß-
köpfige, verdrießliche Männer werden
konnten. Bieleicht hatte es uns nur
geträumt, was seit damals alles ge-
schehen war! ... Die Unwissenheit, das
Amt, das Alter und die Glatze: es ist
wohl alles nur ein Traum. Wir sind
wieder die kleinen Schüler, wir spielen
nicht mehr „große Männer“ und
sprechen wieder in unserer geheimen
Sprache. Niemand versteht uns, wenn
wir die Wörter umgekehrt aussprechen.
„No le!“

„No Sorezonir!“
Wir waren uns vielleicht noch in die
Haare gefahren und hätten uns tüchtig
durchgehaut auf dem grünen weiten
Rasen, wäre nicht hinter dem Garten-
zaun eine silberhelle Stimme erkun-
gen:

„Herr Doktor! Ich bitte schön!“
Und zwischen den Liebenden ständ-
chen — gleich der Rajade aus dem
Meereschaum — tauchte ein schöner
trauer Mädchenkopf auf.
„Herr Doktor!“

Dies galt meinem Freunde Leo, dem
Rechtsfreunde der Frau Torontal.
„Großmama läßt bitten, wenn Sie
einen Augenblick Zeit haben...“
„Die Entlein der Frau Torontal“,
sagte mein Freund.

Wie wir so dem lächelnden kleinen
Mädchen, das uns als Führerin voran-
schritt, ins Haus folgten, tritt auf
Tritt, hieß wir uns verstoßen an,
wie einst als Schulknaben, wenn bei
Kohlrutter des Försters Töchterchen
mit ihren toten weißbestäubten
Füßchen uns doantrippelte auf dem
Lauforeste, das über den Fahrtweg zum
Chymnasium führte.

Die alte Frau Torontal saß im
Glasrondell des Gartenhauses. Sie
war ein silberhaariges, rosenwangeniges,
sanftmüthiges, mit stiller Resignation
vor sich hinlächelndes altes Frauchen.
Seit zwanzig Jahren schon haarte sie
ihres Todes, weil sie herabliegend war;
allein solch ein gesprungenes Glas hält
erst länger Stand als ein Beiles. Ich
hatte sie noch nie von Angesicht zu An-
gesicht gesehen, doch war mit ihre ganze
Familie wohlbetannt, wie ihr auch die
meine.

„Ihr Freund darf es immerhin mit-
anhören, was ich wünsche“, sprach sie,
ich möchte gern eine kleine Nenderung
an meinem Testament vornehmen...“
„Schon wieder!“ entgegnete Leo.
Die Zimmerthür stand offen, und ich
sah an der gegenüberliegenden Wand
ein Bildniß. Das Porträt eines
staubbärtigen Anaben von etwa acht-
zehn Jahren, — in Hofareobers-
uniform.

„Ich dachte mir, es wird gut sein,
wenn ich auch diesen kleinen Obstaten
meinem Hansi lesire...“
Leo schüttelte ernst den Kopf:
„Aber du mein Gott, Sie haben ihm
ja doch auch Ihr Haus verschrieben!“
„Auch das“, sagte die alte Frau mit
müdem Lächeln.
„Und auch Ihr Gut?“
„Auch das...“

„Und wir haben doch kürzlich die
Angelegenheit dahin besprochen, daß
wenigstens der Obstaten Ihrem Ne-
teren zufallen solle, dem August?“
„Jetzt aber dachte ich mir doch, es
wird besser sein, ihn meinem Hansi zu
hinterlassen...“

Sie sprach es mit müdem, verleg-
enem Lächeln, man fühlte aber doch ihren
unbegreiflichen Entschluß heraus. Leo
wollte diese Sache durchaus nicht gefal-
len, und er veruchte die Alte anderen
Sinnes zu machen.

„Ihren Sohne August wollen Sie
also gar nichts testiren?“
„August befindet sich ja in den an-
genehmsten Verhältnissen...“
„Johann nicht minder! Ein Jung-
geselle mit den Bezügen eines Ober-
sten!“
„Und wenn ihm irgend etwas zu-
stößt? Wenn seine materielle Lage sich
einmal verschlimmerte?“
„Das kann doch auch August pas-
siren!“
„O, August wird sich immer zu hel-
fen wissen!“
„August ist Familienvater!“
„Wenn ihm was überföhre, würde
ihn Hansi gewiß nicht im Stiche lassen,
ich weiß es. Er hat ein goldenes Herz.“
„Und ist denn August etwa ein
schlechter Sohn?“
Die alte Frau lächelte milde; es war
augenscheinlich, sie liebte nur ihren
Hans.

Leo runzelte die Stirn.
„Wenn Sie ihm vielleicht auch den
Pflichttheil entziehen wollen, dann
müssen Sie ihn auch als Ihren Sohn
verleugern!“
Frau Torontal nickte ruhig mit dem
Kopfe, während sie das lächelnde junge
Mädchen, August's Töchterchen, liebe-
voll an sich drückte. Sie hielten inne im
Gespräch, und ich wies auf jenes Bild-
niß an der Wand.

„Bieleicht das Bildniß Ihres Soh-
nes?“ fragte ich.
„Meines Hansi Bildniß“, antwortete
die alte Frau mit zärtlichem Stolz.
„So jung und schon Oberst?“
„Er ist noch sehr jung — noch nicht
einmal vierzig!“
„Biezig! Auf diesem Bilde sieht er
achtzigjährig aus!“
Das Frauchen senkte eröthend den
Blick. Leo aber erklärte nur lachend:
„Dies Bild stammt noch aus seiner
Kadettenzeit — als er dann avancirte,
ließ Frau Torontal immer einen Stern
hingumalen und zuletzt den goldenen
Kragen...“

Ich lächelte über die süße Einfalt des
Mutterherzens, wurde aber ernst, als
sich Frau Torontals prüfender kluger
Blick auf mich richtete, der mit ihren
sanften anspruchslosen Zügen so eigen-
thümlich kontrastirte:
„Wann haben Sie Ihren Herrn
Sohn zuletzt?“ fragte ich die alte Dame.
„O Gott — schon sehr lange nicht,
er lebt gar weit von hier, in Bosnien,
und sein Regiment kann keine Stunde
ohne ihn sein... Aber er schreibt mir,
e ja! jedes Jahr einen langen, langen
Brief. Und was für Geschenke er mir
schickt!... Auch dieser bequeme Arm-
stuhl ist von meinem Hansi!... Er
senkt an alles... Nun wird er bald
kommen, zu Weihnachten kommt er zu-
verlässig!“

„Wein Sie ihm schreiben, bitte ich,
ihm auch meine Grüße zu besellen“,
sagte Leo.
„Danke, danke... ich vergesse es
nicht.“
Wir empfahlen uns, und das junge
Mädchen begleitete uns bis ans Thor.
Dort begann sie:
„Machen Sie doch diese Schrift,
Herr Doktor, sonst gibt's keine ruhige
Minute mit Großmama...“
„Ich werde es schon machen, liebes
Kind.“

Auf dem Heimwege brachte ich das
Gespräch auf die alte Frau.
„Eine vorzuerbare Frau! Den einen
Sohn verleugnet sie um des anderen
willen.“
Leo blinnte mich erklaunt an.
„Wie? Sollte die die Geschichte un-
bekannt sein?“
„Welche Geschichte?“
„Nun, die Hansi's!“
„Nichts weiß ich.“
„Der arme Junge fiel in Bosnien.
Anno 78 zog er als Leutnant dahin,
und der erste Schuß, der fiel, durch-
schloß ihm die Brust... Am Ufer der
Sade liegt er begraben.“

„Was du sagst! — Und seine Mutter
weiß nichts davon?“
„Die alte Frau lag eben damals
sterbenskrank darnieder, und die Fa-
milie verheimlichte ihr den Tod ihres
Kindes. Später kam sie ein wenig we-
der auf die Beine, aber die Aerzte sa-
gen, daß die erste Aufregung die Kata-
strophe herbeiföhren könnte... So kam
es, daß man die fromme Lüge aufrecht
erhielt. Als die alte Frau anfangs,
Verdacht zu schöpfen, fälschte man
Briefe mit Hansi's Schrift, und als sie
dann später ungeduldig wurde, ob des
langsamten Avancements ihres Sohnes,
ließ man den armen Hansi avanciren —
gleichfalls mit gefälschten Dokumen-
ten. Heute ist er schon Oberst... Es
hielt nicht schwer, — Frau Torontal
verläßt Haus und Garten niemals, ihr
Gebinde aber und die Freunde des
Hauses sind in das Geheimniß einge-
weiht. Im Städtchen aber glauben
viele, daß Johann Torontal lebt und
an der Spitze eines Regiments steht.“
Wir waren wieder beim Kuruzen-
treuze angelangt und ließen uns auf
dem bemosten Sockelsteine nieder.

„Und ist die alte Frau glücklich?“
„Am Grunde genommen ist ihr
Glück genau so positiv wie das Glück,
von welchem immer von uns...“
Wir schwiegen und gaben uns in-
mitten des schwellenden Frühlings-
hauches unseren Gedanken hin, über die
alte Frau, die der Instinkt des Mutter-
herzens den einen Sohn mehr lieben
heißt als den anderen. Den einen, der
hätlich, ritterlich, pflichtreu, zärtlich
und dankbar ist, der mit Erzherzogen
an einer Tafel zu speisen und den Se.
Majestät in den Armebefehlen auszu-
zeichnen pflegt... Der das Musterbild
wäre eines tapferen Soldaten und
braven Sohnes — hätte er nicht den
geheimen Defekt: seit vielen Jahren
tödt zu sein.

Eine rentable Gastwirthschaft
zu verkaufen.
Humoreske v. Ludw. Mafowski.

Obige Anzeige mit dem Zusätze:
„Grund: Krankheit des Besitzers; Bi-
lard, Piano, Einrichtung; Alles neu;
Preis: Billig, bar 5500 Mark“ hatte
der Gastwirth Wilhelm Durstewitz los-
gelassen — der Inhaber der, in einer
neu angelegten Straße im „fernen
Osten“ befindlichen, gänzlich eristen-
unfähigen Restauration „Zur goldenen
Quelle“!

„Is nun alles für den Zaubler zu heit'
Abend fertig, Vene? Damit es man
ja tut klappt!“ fragte zum mindesten
schon zehnten Male stotzer der „krante“
vor Gesuntheit strotzende Durstewitz
seine Tochter Helene.
„Aber ja doch, Vater — Alles!...
Ich wünsche man bloß, daß der Zaubler
kein fauler Zaubler für uns wird —
Mare sagt auch...“

„Ach was!“ unterbrach Durstewitz
erregt, „quaische nicht, Vene! Seit
Mutter's Tod haben wir nichts als
Pech mehr: Erst das Feuer in der Stra-
ßenstraße, dann, faum hatten wir
uns in der Trautstraße neu eingerichtet
und es jing nen bisten — schlägt mir
der Knuppel von Wirth mit 600 Meter
uff! Und nu erst hier — der Knallfall!
Nicht fünf Jähre den ganzen Tag! Und
was hat mir beim Mischen die Schaute
von Baumunternehmer nicht Alles vor-
geschmaagt: Jemenber würde de Glet-
terische nen großes Depot errichten; und
nebenbei sollte nen großes Fabrik-
gebäude kommen — dann würde des Ge-
schäft wie toll jehen! Keine Ahnung von
Allens: Dei is heute noch, nach'n Jahr,
hierrum dieselbe Wiese wie früher!
Noch ein jo'n Jahr, und ich bin ver-
tödt oder pleite!“

„Stimmt ja, Vater — aber die ganze
Geschichte mit dem Verkauf...“
„Durst!“ polterte Durstewitz,
„haben sie mir rineigel, sehr ich jarnich
ein, weshalb ich mich auch mal nen
bisten mogeln kann! Außerdem is des
man nen Geschäftsknecht — weiter nicht!
Und wenn wir erst draußen sind, is
nichts mehr zu wollen. Du heirathst
bald Deinen Mare nach Tegel, und ich
ziehe zu Paul'n nach Dramenburg! Da
wird mir der Herr Dummerjahn...“
„Dubian heißt er, Vater!“
„Schön: Dubian nicht finden! Und
was willst, Vene,“ klang es dann über-
zeugend weiter — „versteht der denn
was von'n Jeschäft? So'n Raffensbol!
Weil er nen Rheumatismus jektret
und wat jerebt hat, will er nu Jast-
wirth werden! Der is 'n Dummer, des
haben ich janz genau jehen, als ich
jehen bei ihnen war; ihm hab' ich zwar
nicht getroffen, aber de Madam Dum
— Dubian, is in jehr schlaues Huhn
sein will; die is vilje zu etepete für
'ne Jastwirthsfrau! Da kann des Je-
schäft ja jarnich jehen!“

„Kommt die mit, Vater? Dann ist
des schoa Effig!“ seufzte Vene.
„Ne, Vene,“ lachte Papa Durste-
witz; „des is ja eben dei feine: je kann
nich — weil je sich veranlaßt jesehen
hat, jerade jekt de Familie zu verjör-
jern! Also keine Bangs, Mädchen —
es wird alles jrohartig jehen!“ Hier
verkümmerte er plötzlich, denn es kam
— wirtlich ein Gast! —

Die sechste Abendstunde war gekom-
men, — in der „Goldenen Quelle“
ging es schon recht lebhaft zu: Anap-
per, der Kaufmann, — Didert, der
Schlächtermeister, — Fufolorsti, der
Defillateur, — Kaufmann, der Ci-
garenhändler, — Aneing, der Wädel-
meister, — Spundler, der Bierverleger,
nebst diversen anderen guten Freunden
Durstewitzens, „präparirten“ sich auf
einen würdigen Empfang Dubians!
Zu welchem Zwecke auch Klinger, der
Klavierspieler, zum mindestens fünften
Male: „So leben wir“ u. s. w. dem vor
Erwartung der kommenden Dinge
schon bläulich-rothen Durstewitz vor-
spielen mußte: „Damit des man ja mit
den nöthigen „Abel“, wenn „er“ kommt,
jestschekt — denn puncte halb sieben
wird „er“ hier sinn!“

„Meine Herren,“ rief nun Venens

Bräutigam, der Monteur Max Bloß,
der natürlich auch „bei der Partie“
war — vergessen Sie hauptsächlich
nicht: so wie heute geht es hier ziem-
lich jeden Abend! Immer wieder zu
betonen!“
„Keine Angst!“ dröhnte Spundler,
der Bierfahrer; „zuerst ignoriren wir
ihm, bis Willen ihm vorjestellt: denn
jekt der Jimmt los! Und was feste:
denn heute kost' es ja nicht!“
Drei Minuten über ein halb siedeln!
„Er kommt!“ schrie Durstewitz, zur
Thüre hüpfend.
„An'n Stammtisch!“ kommandirte
Mar.
„So leben wir!“ wülfete Klinger auf
der Drahtkommode los — und „so
leben wir“ dröhnte es, durch taktmä-
ßiges Gläseranstößen erhöh't, donnernd
durch das Lokal.
„Sehr erjehentlicher Diener, verehrter
Herr Dubian! ne jroße Ehre für mir
de werthe Betanntschaft! Jühl'n Se
sich wie zu Hause — als wenn Se des
joch allens jekauft hätten — janz so!“
Der also Begrüßte, eine — bei näherer
Betrachtung — nicht gerade wohl-
habenden Eindruck machende Persö-
nlichkeit mit verschämten Zügen, hatte
bei dieser Anrede ein etwas perplexes
Gesicht gemacht, und etwas wie:
„Kaufen —? Keine Ahnung!“ gesagt.
Lachend klopfte ihm aber Durstewitz
auf die Schulter: „Man leise Verjör-
lung nich, Se sind ja doch der Herr
Dubian, der Kassenbote — wo mein
Lokal hier kaufen will! Ich erwarte
Ihnen schon sehr, denn Ihre werthe
Jattin hat es mir jektens fest verjör-
den: Punkte halb sieben kommt er!“

„Wenn das so steht — denn man
zu: Ja! Ich bin der Dubian!“ Und
m. i. dieerstem Gesichte — nachdem bei
Durstewitzens Worten über dasselbe
einige Male ein ganz eigenthümliches
Lächeln gekracht war — streckte der
Angeredete Herrn Wilhelm die Hand
entgegen.

Zuerst begannen die beiden einen Be-
schäftigungsrundgang... Durstewitz
zeigte Holz: Die todend dahängenden
Fleischwaaren — Schinken, Bodwürste,
Knobländer und Speckseiten (Alles für
heute geliehen). Dann: die Cigarren-
stücken (alle leer), darauf noch die Wein-
und Liqueurflaschen (Schaufenster-
schen mit gefärbtem Essig gefüllt). —
„Und des is der Vorrath für faum
vierzehn Tage...“ flüchte er zum
Schluß wichtig hinzu. Dann wies er
noch auf die an den Wänden hängenden
Brauereiplatze: Schultzeiß, echt
Pilsener, Gräber, Pfefferberg hell und
dunkel u. s. w. „Und von allens läuft
'n Hahn — mit mindestens 'n Viertel-
Tonne täglich! — Wat sagen Se da-
zu?“

Dubian aber sagte nichts als: „Baff
— einfach baff!“ Dann trant er einer
Kognat und ein Bier nach dem andern;
schmeckte förmliche Fleischwaaren
durch und tauchte dazwischen uner-
müdllich wie der Schornstein einer elek-
trischen Kraftanlage.

„Na — so'n Jeschäftchen werden Se
sich doch nicht aus de Nase jehen las-
sen?“ lachte Durstewitz zum Schluß
jovial.
„Na ob! So'n Jeschäft? — Dann
müßte ich ja aus Kamerun sein! Mor-
gen früh wird Alles regulirt!“
„Jrohartig!“ Durstewitz war ent-
zückt.

„Aber, ehe ich's vergesse: Geben Sie
mir doch für Mutter'n nen Schinken
mit! — Kostpunkt?“
„Na nu!“ replicirte verlegt Durste-
witz. „Kostpunkt? Jibt es nich!“
Vene, pad' mal 'n Schinken, fünf Bod-
würste und an de zwölf Knobländer
mit 'ne echte Rothspön für Madame
Dubianen inn! — Mutter wird sich
freuen!“

„Na ob! — Sie sind 'ne jute Seele!
Das wird sich belohnt machen!“ Und
Dubian drückte Durstewitz gerührt die
Hände!... Dann begann die Vorstel-
lung de Stammtischs; dabei tauchte
eine neue Figur auf, die von Mar als
ein Herr Schlingenberg präsentirt
wurde. Heimlich flüfterte Mar seinem
Schwiegervater in spe zu: „Netter
Kerl! Wolte man bloß 'nen Glas Bier
trinken! Dabe inn aber auch eingeladen
— kommt ja heute nicht darauf an;
und sieht nach mehr aus!“

„Haste jut gemacht, Mare!“ Und der
schon etwas Angehöwipfte umarmte
gerührt den Gelobten.
In wenigen Minuten herrschte be-
reits die ausgelassenste Fidelitas.
Der Schlächter, der Brauer und der
Wädel sungen, von Klinger pausend
begleitet, ihr Leib-Trio:
„Wir Drei repräsentiren
'nen Dreißund Start und fed!
Mit uns muß man pouffiren,
Sonst ist das Ende weg:
Denn Bier und Wurst und Schrippen,
Die braucht ein jedermann,
Da ist nicht dran zu tippen:
Weil er sonst nicht leben kann!“
Der Zigarettenhändler gab allerhand

pitante Schnurren und Räthsel zum
Besten; während der Kaufmann mit
trodenster Pphynognomie zu Allem die
blutigsten Kalauer machte!...
Und nun gar Dubian! Er war von
überprudelndem Humor; trant wie
ein Loch, blieb aber dabei vollstän-
dig nüchtern (eine Eigenschaft, die den an-
deren — mit Ausnahme des fremden
Herrn Schlingenberg — schon lange
fehle) und spendete den darob vor La-
chen oft Schreien ein wahres Füll-
horn der interessantesten und komisch-
sten Epjoden aus Berliner Polizei-
wachtstuben — er habe die von einem
Onkel, der Wachtmeister gewesen!...
Wie gesagt, die Fidelitas war unge-
heuer — nur Schlingenberg war still-
vergnügt, nicht zu allem nur mit dem
Kopfe und sagte nichts als: „So! So!
Ja! Ja! O, ich sehe und höre Alles!“
„De Vene soll noch für alle Mann
Knidebene machen!“ schrie jekt Dur-
stewitz. Er wollte dabei aufstehen,
fiel aber sofort wieder in seinen Stuhl
zurück.

„Lassen Se man, Papa Durstewitz;
die mache ich — damit ich mich gleich
fürs Gescht' über!“ rief Dubian und
verschwand nach der Küche. — — —
„Donnerwetter, das dauert ja mit
den Knidebenen aber auch etlig lange!“
erregt Mar. „Der wird mir doch
nicht mit der Vene pouffiren — die hat-
te so wie so 'n kleinen Affen, und dann
trau' einer den Wädel!“ und bemühte
sich damit möglichst gerade und schnell
nach der Küche zu kommen... Hier
rieb er sich erst kräftig die Augen, denn
er glaubte zu träumen. Von Dubian
war keine Spur zu entdecken — Vene
aber sah in festem Schläfe auf dem
Küchenbühle. Auf ihrem Kopfe aber
prangte helmartig, ein großer Blech-
trichter; in diesem ein Pfefferbein. Im
rechten Arme hielt sie einen Schrubber
— im linken einen großen Feuerhaken;
und auf ihrem Schoße lag das Küchen-
beil; daneben aber ein Bettel mit den
Worten: „Diese Küchenjungfrau von
Orleans hat schlecht Waße gehalten,
denn ich habe mich ungehindert durch
die Hintertür empfehlen können!...“
Mit dem Bodei Fleischwaaren habe ich
mir noch erlaubt, Fräulein Helenens
Portemonnaie und ihre beiderseitigen
Stiefel mitzunehmen... Wenn
Sie wieder einmal ein Gescht' zu ver-
kaufen haben, laden Sie doch ja ein:
Ihren sich ergebnis empfehlenden
„August Rapphammel,
alias Dubian.“

Die nun folgende Szene war un-
beschreiblich! Alle toben durcheinander
— Durstewitz, vor Wuth dem Tollw-
den nach, schrie mit geballten Fäusten:
„Wenn ich den Dubian finde, wirt' ich
ihn ab!“
Da tönte eine ruhige Stimme: „Das
werden Sie wohl bleiben lassen, denn
der Dubian bin — ich!“
Und sich vor den total Verdunzen
tief verneigend, verschwand — Herr
Schlingenberg!

Durstewitz aber — wenn er nicht
schon pleite ist — hat heute noch seine
rentable Gastwirthschaft zu ver-
kaufen!

Das Athmen durch die Nase.
Die Natur hat unseren Körper mit
vielerlei Schutzmitteln gegen Gefah-
ren ausgerüstet. Ein solches Schutz-
mittel ist auch die Nase, die keines-
wegs nur ein Niechorgan ist, sondern
auch anderen wichtigen Zwecken dient.
Zur Aufnahme fester und flüssiger
Speisen dient der Mund, zur Auf-
nahme der Luftspeise die Nase. Die
Luft, die wir athmen, soll zuerst die-
sen Respirator durchlaufen und wird
in ihm vorgewärmt, wenn sie zu kalt
ist, feucht gemacht, wenn sie zu trocken
sein sollte, und außerdem vom Staub
gereinigt. Leider unterlassen Viele,
diese natürliche Athmungsvoorrichtung
zu benutzen, und gewöhnen sich das
Athmen durch den Mund an. Dieser
Gewohnheit ist nicht förderlich. Wer
darunter zu leiden hat, das ist der
Nachen oder Hals, wie man zu sagen
pflegt. Es ist leicht erklärlich, daß ein
takter Luftstrom, der plötzlich den er-
höhten Nachen trifft, Katarrhe zur
Folge haben muß, und abgesehen von
Staub und unnöthiger Verweich-
nung bürfte der „schlimme Hals“ auf
jenes unvernünftige Athmen zurückge-
führt werden. Der Nachenkatarrh ist
an und für sich etwas Lästiges, er
wird leicht chronisch, geht dann auf
den Kehkopf über und verdirbt die
Stimme und ist schon darum ernst zu
nehmen. Für Kinder ist es aber noch
von besonderer Bedeutung. Es steht
fest, daß ein gesunder Hals ein treff-
liches Schutzmittel gegen die fürchter-
liche Diphtherie bildet, da die gesunde
Schleimhaut keinen günstigen Boden
für die Aufnahme des Anstodungs-
giftes bietet, während die erkrankte die-
sem feinen Widerstand entgegenzusetzen

vermag. Aus diesem Grunde ist es
bringend geboten, im frühen Alter der
Entstehung von Halskatarrhen vorzu-
beugen. Das Halstuch, von dem frö-
her ein so übertriebener Gebrauch ge-
macht wurde, ist heutzutage auf das
richtige Maß der Anwendung zurückge-
führt worden. Wünschenswerth wäre
es, daß man aber auch der Nasenath-
mung mehr Beachtung schenkte. Die
Gefahr der Erkältung ist namentlich
bei schroffem Uebergang aus der warmen
in die kalte Luft vorhanden, und
vergrößert wird sie noch, wenn der
Hals durch Sprechen und Singen vor-
her angefeuchtet wurde. Wir sollten
darum beim Verlassen des warmen
Zimmers wenigstens die erste Zeit im
Freier nur durch die Nase athmen und
das Sprechen unterlassen. Das thun
aber unsere Kleinen in der Regel nicht,
und besonders die Kinder frühzeitig
sich die Nasenathmung angehöhn-
nen.

„Messerhelden“.
In einer Kranken-Anstalt, in der die
jungen Aerzte, die dort wohnen, auch
beschäftigt werden, kommt es zuweilen
vor, daß die Art des Gebotenen nicht
dem Geschmack aller entspricht oder daß
die Menge nicht den sehr gefunden Ap-
petit der Herren befriedigt. Da ist
dann — wenn die Zeit es nicht gestat-
tet, in die Stadt zu fahren — ein viel
aufgeputztes Lokal, eine einfache Gas-
wirthschaft, ganz in der Nähe, die sich
durch gutgekochtes Essen in riesigen
Portionen auszeichnet. Außerdem auch
noch durch einen sehr jovialen Oberkell-
ner, die Seele des Ganzen, der schon
seit Jahrzehnten am selben Orte seines
Amtes wohnt.

Eines Tages sind einmal wieder ein-
ige junge Aerzte in den „Blauen
Herd“ gewandert und erfreuen sich dort
an der ausgezeichneten Küche, aber —
die Messer sind so stumpf, daß es nur
mit Mühe gelingt, das Fleisch zu zer-
kleinern. Die Herren leisten sich eini-
ges in Körnchen und es wird der leb-
hafte Wunsch ausgesprochen, die
sämmlichen Messer in einem besser ge-
schärften zu haben zu sehen.

„Jawohl, Herr Doktor,“ antwortete
der ausgezeichnete Oberkellner, indem er
auch sofort ans Werk geht.
Mehrere Tage später fühlten sich ein-
ige der Aerzte wieder bezogen, die die
gastliche Stätte aufsuchten.

„Aber, Blomüller, die Messer sind ja
wieder alle stumpf — Sie sollten sie
doch schärfen!“
„Ja, Herr Doktor, damit hätten wir
uns beinahe was Schönes aneignet!
Alle unsere alten Stammgäste hätten
sich damit vertreiben. Sie haben sich
alle den Mund zerkratzt mit die
scharfen Messern!“ — — —

Im August des Jahres nahm ich
vier Wochen lang Aufenthalt in einem
in schlesischen Gebirge wundervoll ge-
legenen Sanatorium. Dort erschien
eines Tages als Hinzugekommener ein
junger Mann, der Sohn eines Groß-
kaufmanns der sich sein Vermögen wohl
erst im letzten Jahrzehnt erworben hatte.
Der junge Mann war Neuaufsteher
und außerordentlich besorgt um seine
theure Gesundheit. Er zeichnete sich
aus durch höchste Kräfte und kostbare
Kravatten, aber — er sah mit dem Mes-
ser, und zwar sehr intensiv, so zu sa-
gen. Staunende, mißbilligende Blicke der
Tischgesellschaft, selbst Gelichter einiger
Bastische, bewirten nur, daß seine
Stirn sich röthete und seine Augen un-
sicher umherirren — mußte der Un-
glückliche doch nicht, wodurch er den
allgemeinen Unwillen erregte.

Es mußte etwas geschehen — aber
was?
Da — am nächsten Tag — allgemei-
nes Staunen: nur noch die Gabel führt
der Tinnalung zum Munde!
Während dieser Zeit war durch, wie
dies Wunder ereichte ward. Der Herr
Sanitätsrath hatte sich am Vormittag
in der Sprechstunde von dem Betref-
fenden die Jünge zeigen lassen und
alsdann gesagt:

„Aber Sie haben ja lauter kleine
Risse in der Jünge. Herr — Sie essen
doch nicht etwa mit dem Messer? Wis-
sen Sie nicht, daß sie sich mit jeder die-
ser kleinen Verletzungen eine tödliche
Blutvergiftung zuziehen können?“
Blutvergiftung und dieser Ged, bei
jedem scharfen Luftzug ein Waid-
nahm! Die gewollte Wirkung war er-
reicht!

„Nitter und Spitter.“
Viele fügen sich auf andere, um ein-
en Halt in ihrem Leben zu haben.
Es giebt recht viele gelehrte Aerzte,
aber wenige, die heilen.
Der Reid kann viel, nur nicht viel
verbergen.
Mancher ist glücklich, wenn er es
scheint.
Das Glück laorirt uns, das Un-
glück beschäftigt sich mit uns.
Schmeichelei ist eine Münze, die man
gewinnt und nicht verdient.

Das Reberionett.
Schlächtermeister (zum Gesegen-
heitsdichter): „Hier, da haben's ein
Pfund Leberwurt für das Geburts-
tagssonett. S' ist bischen kurz —
wenn's mir wald vielleicht so'n jehn-
pünbiges wichen könnien.“

Perrathen.
Bauer (zu seiner Frau, die in's
Wirthshaus kommt): „Was willst
denn Du hier; hat Dir Jemand ge-
setzt, laß wir gerauft haben?“
Frau: „Natürlich, der Dack hat
ja ein Ohrwuschl von Dir z' Haus
o'bracht!“

Der Zigarettenhändler gab allerhand

pitante Schnurren und Räthsel zum
Besten; während der Kaufmann mit
trodenster Pphynognomie zu Allem die
blutigsten Kalauer machte!...
Und nun gar Dubian! Er war von
überprudelndem Humor; trant wie
ein Loch, blieb aber dabei vollstän-
dig nüchtern (eine Eigenschaft, die den an-
deren — mit Ausnahme des fremden
Herrn Schlingenberg — schon lange
fehle) und spendete den darob vor La-
chen oft Schreien ein wahres Füll-
horn der interessantesten und komisch-
sten Epjoden aus Berliner Polizei-
wachtstuben — er habe die von einem
Onkel, der Wachtmeister gewesen!...
Wie gesagt, die Fidelitas war unge-
heuer — nur Schlingenberg war still-
vergnügt, nicht zu allem nur mit dem
Kopfe und sagte nichts als: „So! So!
Ja! Ja! O, ich sehe und höre Alles!“
„De Vene soll noch für alle Mann
Knidebene machen!“ schrie jekt Dur-
stewitz. Er wollte dabei aufstehen,
fiel aber sofort wieder in seinen Stuhl
zurück.

„Lassen Se man, Papa Durstewitz;
die mache ich — damit ich mich gleich
fürs Gescht' über!“ rief Dubian und
verschwand nach der Küche. — — —
„Donnerwetter, das dauert ja mit
den Knidebenen aber auch etlig lange!“
erregt Mar. „Der wird mir doch
nicht mit der Vene pouffiren — die hat-
te so wie so 'n kleinen Affen, und dann
trau' einer den Wädel!“ und bemühte
sich damit möglichst gerade und schnell
nach der Küche zu kommen... Hier
rieb er sich erst kräftig die Augen, denn
er glaubte zu träumen. Von Dubian
war keine Spur zu entdecken — Vene
aber sah in festem Schläfe auf dem
Küchenbühle. Auf ihrem Kopfe aber
prangte helmartig, ein großer Blech-
trichter; in diesem ein Pfefferbein. Im
rechten Arme hielt sie einen Schrubber
— im linken einen großen Feuerhaken;
und auf ihrem Schoße lag das Küchen-
beil; daneben aber ein Bettel mit den
Worten: „Diese Küchenjungfrau von
Orleans hat schlecht Waße gehalten,
denn ich habe mich ungehindert durch
die Hintertür empfehlen können!...“
Mit dem Bodei Fleischwaaren habe ich
mir noch erlaubt, Fräulein Helenens
Portemonnaie und ihre beiderseitigen
Stiefel mitzunehmen... Wenn
Sie wieder einmal ein Gescht' zu ver-
kaufen haben, laden Sie doch ja ein:
Ihren sich ergebnis empfehlenden
„August Rapphammel,
alias Dubian.“

Die nun folgende Szene war un-
beschreiblich! Alle toben durcheinander
— Durstewitz, vor Wuth dem Tollw-
den nach, schrie mit geballten Fäusten:
„Wenn ich den Dubian finde, wirt' ich
ihn ab!“
Da tönte eine ruhige Stimme: „Das
werden Sie wohl bleiben lassen, denn
der Dubian bin — ich!“
Und sich vor den total Verdunzen
tief verneigend, verschwand — Herr
Schlingenberg!

Durstewitz aber — wenn er nicht
schon pleite ist — hat heute noch seine
rentable Gastwirthschaft zu ver-
kaufen!

pitante Schnurren und Räthsel zum
Besten; während der Kaufmann mit
trodenster Pphynognomie zu Allem die
blutigsten Kalauer machte!...
Und nun gar Dubian! Er war von
überprudelndem Humor; trant wie
ein Loch, blieb aber dabei vollstän-
dig nüchtern (eine Eigenschaft, die den an-
deren — mit Ausnahme des fremden
Herrn Schlingenberg — schon lange
fehle) und spendete den darob vor La-
chen oft Schreien ein wahres Füll-
horn der interessantesten und komisch-
sten Epjoden aus Berliner Polizei-
wachtstuben — er habe die von einem
Onkel, der Wachtmeister gewesen!...
Wie gesagt, die Fidelitas war unge-
heuer — nur Schlingenberg war still-
vergnügt, nicht zu allem nur mit dem
Kopfe und sagte nichts als: „So! So!
Ja! Ja! O, ich sehe und höre Alles!“
„De Vene soll noch für alle Mann
Knidebene machen!“ schrie jekt Dur-
stewitz. Er wollte dabei aufstehen,
fiel aber sofort wieder in seinen Stuhl
zurück.

„Lassen Se man, Papa Durstewitz;
die mache ich — damit ich mich gleich
fürs Gescht' über!“ rief Dubian und
verschwand nach der Küche. — — —
„Donnerwetter, das dauert ja mit
den Knidebenen aber auch etlig lange!“
erregt Mar. „Der wird mir doch
nicht mit der Vene pouffiren — die hat-
te so wie so 'n kleinen Affen, und dann
trau' einer den Wädel!“ und bemühte
sich damit möglichst gerade und schnell
nach der Küche zu kommen... Hier
rieb er sich erst kräftig die Augen, denn
er glaubte zu träumen. Von Dubian
war keine Spur zu entdecken — Vene
aber sah in festem Schläfe auf dem
Küchenbühle. Auf ihrem Kopfe aber
prangte helmartig, ein großer Blech-
trichter; in diesem ein Pfefferbein. Im
rechten Arme hielt sie einen Schrubber
— im linken einen großen Feuerhaken;
und auf ihrem Schoße lag das Küchen-
beil; daneben aber ein Bettel mit den
Worten: „Diese Küchenjungfrau von
Orleans hat schlecht Waße gehalten,